



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenbericht.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Herz am meisten zu Gute thut, ist die Verwechslung Ninon's und Marion's auf einer Redoute, und man erwartet in der That, daß dies der Knotenpunkt der Intrigue sein wird, und ist nicht wenig überrascht, als die beiden Damen augenblicklich vor Jedem, der es verlangt, sich demaskiren. Der Dichter hat offenbar vergessen, was er wollte. Sehr ungeschickt ist ferner die Ausdehnung jener Redoute auf zwei Acte. Auf die Sprache darf man zwar aus der Uebersetzung nicht schließen, da diese über alle Begriffe schlecht ist, allein so viel kann man doch daraus entnehmen, daß der fünffüßige Jambus nicht besonders zu den fortwährenden Einmischungen französischer Conversationsredensarten, zu den komischen Sprachverdrehungen des Engländers u. s. w. paßt. Die dänischen Dichter verfallen öfters in diesen Fehler, z. B. Dehlenschläger in seinem Torstenskiold. Wie diese Mischung in der Sprache, so widersprechen sich auch die Stimmungen, die der dramatische Inhalt in uns erregen soll, auf eine wunderliche Weise. Der Anlage nach ist das Drama offenbar ein Intriguenstück, das unsren Verstand und unsre Phantasie fesseln soll, aber nicht die tieferen Kräfte des Gemüths in Anspruch nehmen. Ob die schöne Ninon diesen oder jenen ihrer Anbeter mit ihrer Huld beglücken will, kann wol unsre Neugierde beschäftigen, aber es fällt uns nicht ein, mit fieberhafter Spannung das Resultat zu erwarten. Es ist uns daher zu Muth, wie in einem russischen Dampfbad, als plötzlich, ganz unvorbereitet, die Heldin des Stücks dem jungen Chevalier, der ihr seine glühende Liebe gesteht, erschrocken zuruft: „Ich bin Deine Mutter!“ Da hört doch aller Spaß auf, und wir sind im Anfang geneigt, anzunehmen, Ninon habe ihn nur täuschen wollen, um ihn von seiner thörichten Leidenschaft zu heilen, bis wir von allen Seiten erfahren, die Sache habe ihre Wichtigkeit. Einen solchen Mißgriff hat sich selbst Victor Hugo nicht zu Schulden kommen lassen. Wenn er uns die tollsten Scheußlichkeiten berichten will, sucht er doch wenigstens einigermaßen unsre Phantasie darauf vorzubereiten, und das ist auch nothwendig, denn ein Blitz aus heiterem Himmel zündet im Theater nicht. — Fragen wir nach Allem diesem, was bei dem Stück noch übrig bleibt, so wäre es der Versuch, an Ninon die Idee der Weiberemanzipation in ihrem Recht und in ihrem Unrecht nachzuweisen. Ninon spricht sich mehrmals ausführlich darüber aus, und was sie noch etwa zu erwägen übrig läßt, das wird von jenem philosophischen Priester erörtert; aber auch das ist kein dramatisches Motiv, und so werden wir denn wol auch in dieser Beziehung das Stück müssen fallen lassen.

W o c h e n b e r i c h t.

Aus Venedig. Nach dem 2. December rieben sich auch hier die Börsenleute freudig die Hände, die ich allabends auf der Piazzetta stehen sah. Die Börse wird hier nämlich im Hofe des Dogenpalastes gehalten, und um vier Uhr drängt sich der schachernde Haufen heraus aus der majestätischen Porta della Carta, und setzt auf der eben erwähnten Piazzetta und in den Marmor-Arcaden der Procuration seine Unterhaltungen und Unterhandlungen fort. Da war denn damals Entzücken auf allen Gesichtern zu lesen, die jetzt schon wieder so viel länger werden; der Freudenbezeugungen war kein Ende, und Mazzini hätte wahrscheinlich gelacht, wenn er in die Kaffeehäuser des

Markusplatzes hereingelauscht, und die Angst bemerkt haben würde, die man vor ihm gehabt hatte. — Einige Tage lang wurde laut und mit Eifer politisirt, und die Bemerkung war nicht angenehm, daß jetzt die Zustimmungen am lautesten und ungenirtesten scheinen, während die Verneinenden sich verdächtig zu machen fürchten mußten. — Selbst Beamte und Glieder der höheren Klassen machten ihrer Freude auf's Ungescheuteste Luft, während sie doch am Ende der Kaufleute, die sich der Sicherung des eben wieder auflebenden Handels Venedigs freuten, jedenfalls weniger übel stand, als den berufenen Wächtern des Gesetzes. — Wirklich hat Venedig seit Wiederverleihung des Freihafens von Monat zu Monat zugenommen, und wenn Friede bleibt, so kann es bald den Grad des Wohlseins wieder erreichen, den es 1847 besaß, und der ihm damals das Aussehen einer aufblühenden Stadt gab. — Unfres Goethe's Epigramm von 89: „Immer ist der Fremde geprellt, stell' er sich wie er auch will; deutsche Medlichkeit suchst Du in allen Winkeln vergebens; Leben und Weben ist hier, aber nicht Ordnung und Zucht. Jeder sorgt nur für sich, mißtraut den Andern, ist eitel, und die Meister des Staats sorgen nur wieder für sich;“ gilt heute noch in überraschender Weise bis auf den Schlusssatz, den ich heute nicht mehr zugeben kann, weil Alles, was von Ordnung und Zucht hier noch zu verspüren, wirklich den „Meistern des Staats“ verdankt wird. Je länger ich mich hier aufhalte, um so mehr fühle ich mich gedrungen, die österreichische Regierung hier wenigstens gegen die übelwollenden und unmotivirten Vorwürfe in Schutz zu nehmen, die man ihr, voll Unkenntniß und Vorurtheil, bei uns so oft machen hört. — Wenigstens habe ich sie in vielen Dingen gerecht und wohlwollend gefunden, und ihre Absichten sind offenbar auf Versöhnung der Gemüther und das Ansichziehen der Besseren und Einsichtigeren, auf das wahre Wohl des Landes gerichtet. Und diese Aufgabe ist keine Kleinigkeit, gegenüber dem Nebelwollen oder doch der Kälte und Abneigung der meisten Italiener, die der Regierung oft bei den zeitgemähesten und zu ihrem Besten berechneten Anstalten ihre Mitwirkung vorenthalten. — So fand z. B. die Einführung der Lehr- und Lernfreiheit auf den Universitäten an den italienischen Gelehrten die eifrigsten Widersacher, weil Jeder gern wol von Freiheit im Allgemeinen sprechen mag, aber sich auf's Hartnäckigste wehrt, wenn sein Monopol abgeschafft werden soll. Endlich wurde sie doch durchgesetzt mit großer Mühe; nun geht es an die Reform der Gymnasien; die Normalschulen vollends haben die Besserung noch mehr nöthig, nur ist hier die Reform am schwierigsten, weil es unendlich schwer fällt, für die Lehrstellen passende Männer zu finden.

Daß Administration und Justiz besser sind als in allen übrigen italienischen Staaten, erkennen die Italiener selber an, so Manches beide auch, ebenfalls des großen Mangels an tüchtigen Männern halber, die sich dem Staatsdienst widmen, zu wünschen übrig lassen. Die Abneigung vor ernsthaften Studien trägt hieran eine viel größere Schuld, als die Abneigung vor dem Staatsdienst überhaupt, denn an Bewerbern um jede mögliche Stelle fehlt es niemals, wol aber an der Brauchbarkeit, da sich deutsche Beamte nur sehr ungern hieher versetzen lassen, auch wenn sie der Sprache vollkommen mächtig sind. — Die Zurückhaltung, die hier durchgängig zwischen Italienern und Deutschen herrscht, trägt wol am meisten dazu bei, übrigens ist dieselbe auch in den Charakteren begründet, und keineswegs allein Folge der politischen Zustände. — Die Glieder der vielen deutschen Handlungshäuser, die hier oft seit zwanzig, dreißig Jahren etablirt sind, und des vortheilhaftesten Rufes genießen, sind eben so wenig in intimerem Verkehr mit den Italienern, als irgend ein Beamter; man

steht bloß auf dem Fuße der Höflichkeit und Achtung. Ein Hauptgrund dieser Isolirtheit der deutschen Familien ist in dem Umstand zu suchen, daß die Italiener wol geneigt sind Gastfreundschaft zu genießen, aber keineswegs sie in demselben Maße zu erwidern, welche Art von Eigennützigkeit denn natürlich auf die Länge ein Verhältniß unmöglich macht. Dieser Zustand macht den Aufenthalt für Deutsche, wenigstens in den kleineren Städten, unangenehm; hier, wo das deutsche Element so zahlreich und wohlvertreten ist, hat er wenig zu bedeuten, denn auf allen Straßen hört man deutsch reden, an allen öffentlichen Orten findet man Deutsche, oft fast in der Mehrzahl, und der höfliche und gutmüthige Charakter der Venetianer läßt den Mangel aller innern Uebereinstimmung niemals drückend, sondern nur die Berührungen seltener werden.

Wer gesehen hat, wie in so vielen anderen Ländern unsre Landsleute sich meistens schlecht ausnehmen, wenig zusammenhalten und wenig geachtet sind, dem kann es nur wohlthun; sie hier zu beobachten, wo wir durch eine kräftige und eifrige Regierung und eine vortreffliche Armee das deutsche Element einmal hochgestellt, achtungswürdig und geachtet, wenn auch nicht geliebt sehen. Wer hier nicht anfängt, sich vor allen Dingen gefürchtet zu machen, der wird sich auch schwerlich jemals vielen Einflusses und großer Neigung rühmen dürfen.

Wenn Sie mich so sprechen hören, so vergessen Sie nicht, daß ich hier als Deutscher fühle, und daß jetzt in Italien Oestreicher und Deutscher identisch ist, in Feindschaft und Freundschaft. Vielleicht ist auch das ein Unglück für Deutschland, aber es ist einmal so. In der That glaube ich nicht, daß den Oestreichern die Herrschaft über Italien noch streitig zu machen ist, ohne einen ungeheuren, Alles verwüstenden Krieg. Sie sind überall, sie spielen überall die unumschränkten Gebieter, Piemont allein ausgenommen. Und glauben Sie mir, so schädlich und verhängnißvoll ihre Herrschaft in Norddeutschland wäre, so segensreich erscheint sie hier. Denn man hat in Deutschland keine Vorstellung von der Zerrüttung und staatlichen Fäulniß, welche in den kleinen Territorien im Kirchenstaat und weiter herunter herrscht. Ob die Oestreicher das Zeug haben, die tödtliche Krankheit Italiens gründlich zu heilen, bezweifle ich freilich sehr, vorläufig erscheinen sie mir wie der strenge und harte Lehrer, der verdorbene, ungezogene Jugend zu ziehen unternimmt.

Mus Hannover. Stüve's neuestes Buch. Unser berühmter Märzminister hat die Muße benützt, welche ihm seine Entfernung von den Geschäften und selbst von der ständischen Thätigkeit seit dem Ausgange von 1850 gewährte, um die reichen Schätze seiner Erfahrung auf einem der wichtigsten Gebiete des Staats für die Oeffentlichkeit zu sammeln und zu sichten. Der Titel des daraus entstandenen Werkes lautet vollständig: „Wesen und Verfassung der Landgemeinden und des ländlichen Grundbesitzes in Niedersachsen und Westphalen; mit besonderer Rücksicht auf das Königreich Hannover.“ Nicht nur der Name des Verfassers, sondern weit mehr der Gehalt seines Buches machen es zu einer der bedeutendsten Erscheinungen auf dem Felde der deutschen politischen Literatur.

In der Tagespresse ist es bisher noch nicht so anerkennend bewillkommnet worden, als es in der That verdient. Was ein nordwest-deutsches Junkerblatt von wenig Ein-

fluß an einzelnen Ausstellungen dagegen brachte, blieb entweder im Gestrüpp bloßer Redensarten, oder an der niedern Beschäftigung mit herausgerissenen allgemeinen Fäden haften; und wo es für seine ganz unbestreitbaren Vorzüge anderer Orten das gebührende Lob fand, begnügte man sich in der Hauptsache damit, besonders prägnante Stellen des Schlusses oder der Vorrede für sich selbst und für den Rest des Buches sprechen zu lassen. Eine eingehende Würdigung und Beurtheilung aber, wie sie Stüve selbst am lebhaftesten wünschen möchte, ist ihm noch nicht zu Theil geworden. Allerdings muß man eingestehen, daß es einer ganz außerordentlichen und überall schwer zu findenden Befähigung bedürfte, um den Behauptungen und Ergebnissen eines solchen Werkes mit gleichen Waffen entgegenzutreten. An und für sich ist es ein sehr wenig bekanntes und behautes Feld, aus dem es seinen Inhalt genommen hat. Bei weitem den meisten Lesern, wenn das Buch überhaupt viele findet, wird er von völlig neuen Dingen reden. Dagegen befindet sich gerade sein Verfasser seit manchem Jahr so völlig in ihnen zu Hause, und ist vermöge seiner Stellung von jeher so sehr in dieser Kenntniß und Übung erhalten, daß es ihm darin mindestens Niemand zuvor und Wenige gleich thun werden. Dazu kommt noch, daß er durch seine entschiedene Vorliebe für die Wirklichkeit weniger als jeder Andere der Gefahr ausgesetzt ist, Thatsachen zu übersehen oder mit ideologischer Willkür für seine theoretischen Bedürfnisse zurechtzulegen. Eine Schrift also, die sich von allem systematischen Beiwerk so fern hält, und in alleiniger Berücksichtigung der wirklichen Verhältnisse dem reinen Gedanken fast allen Spielraum entziehet, darf nach billigen Grundsätzen wol verlangen, von keinem andern Richter als ebenbürtiger Begabung und gewachsener Kenntniß beurtheilt zu werden. Unterziehe ich sie dennoch meiner Betrachtung, so soll es nur mit der Einschränkung geschehen, daß ich nicht ihren endgiltigen Werth zu bestimmen, sondern vielmehr die Eigenthümlichkeit und Bedeutung ihres Inhalts, daneben ihr Verhältniß zu Stüve selbst hervorzuheben im Sinne habe.

Das Buch zerfällt in zwei Theile, deren erster die geschichtlich gewordenen und bestehenden Zustände, der andere ihre künftige Entwicklung behandelt. Aus jenem erfahren wir die wichtigsten Thatsachen, von denen nicht zu begreifen ist, wie sie so lange im Dunkel bleiben konnten. Da es im ganzen Königreich kaum eine Begüterung giebt, auf die der Begriff des großen Grundbesizers paßte, so schrumpft die angemessene und nur zu willig geglaubte Bedeutung unsres Adels auf eine wahre Kleinigkeit zusammen. Der Verfasser aber freut sich, in dieser Darstellung eine Gelegenheit gefunden zu haben, die Geschichte wieder zu Ehren zu bringen, nachdem sie von jener bevorrechtigten Kaste und ihrer sogenannten historischen Schule mit lange triumphirender Dialektik gefälscht worden sei. Denn da überhaupt nur ein Sechzehntel des ganzen hannoverschen Grundbesizes auf die Rittergüter fällt, so wäre es doch die äußerste Thorheit, in dem Adel die eigentliche und hauptsächlichste Vertretung der gesammten ländlichen Bevölkerung anzuerkennen. Dagegen ist Stüve weit entfernt, seine wohlbegründete Geltung in bestimmten Schranken zu läugnen oder beseitigen zu wollen. Nur verlangt er mit Recht, daß er in seine ländliche Stellung zurückkehre, auf deren Vorzüge er sich so gern beruft, und daß er sich seiner ständischen Ansprüche ein für alle Mal begeben, wenn er den bürgerlichen oder militairischen Dienst des Staats auf sich nimmt. Aber den größeren Besitzern im Allgemeinen, den Inhabern ländlicher Fabriken und ähnlichen Dorfbewohnern soll ihr Anrecht auf besondern Einfluß in den bäuerlichen Gemeinden überall

nicht geschmälert werden. In Bezug auf diese Gemeinden nun ist es, wo Stüve als den eigentlichen Kern und Mittelpunkt seiner Ausführungen eine Ansicht aufstellt, die von der herrschenden der Bureaucratie völlig abweicht. Nicht als eine unterste Behörde der Landesverwaltung will er sie betrachtet wissen, sondern als einen ganz selbstständigen Organismus voll eigenthümlichen und unabhängigen Lebens, der, mit den städtischen Gemeinden zusammengenommen, die feste Grundlage nicht der staatlichen Administration, sondern des Staates selbst ausmacht. Für die politische Entwicklung des ländlichen Gemeindegewesens aber sei es zunächst von entscheidender Wichtigkeit, daß man sich aller Orten der bestehenden und geschichtlich gewordenen Verhältnisse bemächtige. Nicht mit gleichförmigen Vorschriften möge man hier, in einem Lande vielgestaltigster Bildung, die reiche Fülle verschiedenartiger Gemeindeverfassung einzufangen streben, nur lieber jeder einzelnen ihr gutes Recht bewahren, und eine ungehinderte Entwicklung gönnen, indem man allen den Wirkungskreis vergrößere, und die innere Lebensfähigkeit wahre. Zu diesen Zwecken dringt Stüve auf die durchgängige Ausführung von Grundsätzen, deren volkwirthschaftliche Richtigkeit längst zugestanden ist. Wie der Einzelne stets zu Gunsten der öffentlichen Ordnung und Sicherheit in seiner freien Bewegung einigermaßen gehindert wird, indem man ihm unter Anderem die Selbsthilfe in den meisten Fällen untersagt, so muß auch die freie Verfügbarkeit des Eigenthums zur Verhütung unendlicher Zersplitterung und umgreifender Verarmung nicht unbedeutend beschränkt werden. Also soll man die Untheilbarkeit des Grundbesitzes aufrecht erhalten, wo sie besteht, und anzubahnen suchen, wo sie helfen kann. Dann mag man auch dem Bauer es erleichtern, daß er dem Gesetz sich fügt, und in wichtigen Dingen das allgemeine Wohl über das seinige stelle, indem man ihm eine bestimmte richterliche oder schiedsrichterliche Thätigkeit im Bereich des Privatrechts zurückgiebt. Für die gedeihliche Wirksamkeit des Gemeindevorstands kann auch die Regierung viel thun, wenn sie seine amtliche Würde verstärkt, und ihm die lästigen Geschäfte möglichst leicht zu machen sucht. Denn nur so gewinnt man die Sicherheit, daß die Fähigsten und Einsichtsvollsten den Angelegenheiten ihrer Gemeinde Zeit und Aufmerksamkeit schenken. Vor Allem aber sollen die Verwaltungsbeamten des Staats es nicht vergessen, daß sie zum eigentlichen Dienst ihres Berufskreises bestimmt sind; daß sie also den Bauer und seine Zustände zu erforschen haben, statt mit sorgloser Trägheit die abstracten Sätze ihrer Studienhefte auf die unverstandene Mannichfaltigkeit der wirklichen Verhältnisse zu übertragen. Ihnen hat auch Stüve seine Forschungen und Bemühungen zunächst gewidmet: ihrem Hochmuth, der für die Geschäfte des öffentlichen Lebens keine andere Befähigung zulassen will, als die man in den dumpfen Hörsälen der Universität erwirbt; ihrer Nachlässigkeit, die nach überstandener Staatsprüfung noch weiter zu lernen, und in dem reichhaltigen Boden der Wirklichkeit zu forschen verschmähet, um nur immer vornehm anzuordnen und den dummen Bauer zu bevormunden.

Wenn das Buch für ihre Belehrung und Anleitung einige Früchte trägt, so ist das allerdings ein soliderer Erfolg, als der lauteste Beifall der unabhängigen Kritik oder der Lesewelt dem Verfasser dünken wird. Denn freilich, um anderen Ansprüchen als den rein sachlichen entgegenzukommen, hat er wenig gethan. Es scheint, daß seine Verachtung der Idole des Marktes und der Schaubühne, wie er mit Bacon die allgemeinen Sätze und Redensarten bezeichnet, mehr als erträglich den Pierden der Form überhaupt gilt. Daß das Gerüst auch unter und hinter dem vollendeten Bau allzu

sichtbar hervorblickt, ja den ganzen beträchtlichen Ueberschuß des Stoffes gegen den Gehalt der Ergebnisse wollen wir gern mit dem Verfasser dem zu früh gebotenen Abschluß zuschreiben, und immerhin auch dem Wunsch, ein anregendes Beispiel für solche Forschungen zu liefern. Aber dann ist es um so mehr zu bedauern, daß dieser reiche und bedeutende Inhalt in ein so dürftiges Gefäß gegossen ward, dessen Schmucklosigkeit keineswegs als edle Einfachheit gelten darf. Stüve gehört zu der ehrenwerthen Klasse von Schriftstellern, die den Schmuck der Rede um deswillen verdammen, weil er des Mißbrauchs fähig ist, und daher lieber ärmlich und mager sprechen wollen, um nur nicht leer und hohl zu werden. Das ist aber eine Weisheit, die auf Verkümmern ihrer eigenen Erfolge hinausläuft. Hätte Stüve es verstanden, seinen Stoff nicht nur zu sammeln, sondern auch zu ordnen, und aus dem Nützlichen das Angenehme zu machen, so würde er einem vortrefflichen Buch die wünschenswerthe Verbreitung verschafft haben, welche es in dieser Gestalt nicht finden wird. — Endlich will ich noch erwähnen, daß sich aus dieser Schrift ein ziemlich erschöpfender Schluß auf den Umfang und die eigenthümliche Begabung des Geistes ziehen läßt, dem sie ihren Ursprung verdankt. Sie stellt die ganze Einseitigkeit einer ausschließlichen Richtung auf das Kleine und Einzelne im Staatsleben heraus, mit allen ihren unläugbaren Vorzügen, mit ihren eben so offenbaren Fehlern. Dasselbe Auge, welches die verworrensten Zustände seines heimischen Gemeinwesens mit so bewunderungswürdigem Scharfsinn durchdringt und aufklärt, ist in den weit einfacheren und reichlicher besprochenen Verhältnissen der Staaten gegen einander wie mit einem Schleier überhängt. Diefelbe Hand, von deren sicherer Zeichnung die schönen Entwürfe zu den neuen Organisationen sind, hat mit an den ersten Schöpfungen der nationalen Begeisterung gerüttelt, und wenigstens zum Theil dazu beigetragen, daß sie in den Staub gefallen sind. So hat er jetzt den unbeneidenswerthen Muth, das Streben nach Deutschlands Einheit und Ehre zu brandmarken, indem er es eine Jagd auf eitle Phantome nennt. So lagen auch alle Verirrungen des Märzministeriums in den verhängnißvollen Griffen, welche ein nachgiebiger Ministerpräsident seinem herrschsüchtigen Kollegen in das Gebiet der auswärtigen Beziehungen zu thun erlaubte, denn um diese richtig zu fassen, bedarf es kaum der Meisterschaft im Kleinen, wol aber einer großartigen Anschauung von der moralischen und materiellen Stellung des eigenen Staats zu seines Gleichen, während das Ganze seiner innern Verwaltung keine offenen Gegner gefunden hat. Hier ist das Feld, auf dem er mit Eifer und Auszeichnung zu wirken berufen ist, und hier möge er unsrem Staat noch zu langem Dienst erhalten bleiben. Niemals aber wird das Volk von Hannover ihm einräumen, daß er seine Wünsche und Bestrebungen für die gemeinsame Sache aller Deutschen vertrete.

Mus Paris. Was soll ich Ihnen über unsre Zustände sagen? Frankreich leidet an einer chronischen Krankheit, welche den regelmäßigsten Verlauf nimmt, wie einer jener „schönen“ Fälle, die das Glück der Kliniken und der anatomischen Amphitheater machen. Nur ein Dummkopf kann noch überrascht werden von den Ereignissen, die hinter den Coullissen unsres politischen Theaters lauern, und wer das Ende dieser Komödie nicht absieht, der ist eben blind, und hat noch nie eine französische Komödie gesehen. Der Bonapartismus ist bereits zu dem Stadium gelangt, wo das Bewußtsein der äußern Unpopularität zu tollen Streichen und zur Uebertreibung selbst des

Uebermuthes führt, welcher die Grundlage des momentanen Gelingens gewesen. Was ich Ihnen vor vielen Wochen als zukünftige Bescheerung vorausgesagt, ist nun in der gegenwärtigen Zeit abzuhandeln, und die Petitionen, welche Louis Napoleon auffordern, bei seinem Rettungswerke nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben, haben ihren Weg schon nach den Provinzen genommen. Die Formulare sind aus dem Cabinet des Präsidenten selbst hervorgegangen, und die Männer, welche Lust haben, unter die neuen legislativen Lakaien zu gehen, wissen wenigstens, woran sie sind. Die gute Bourgeoisie, die nie begreift, wozu sie eigentlich die Hand hergiebt, ruft jetzt Himmel und Hölle an, indem sie sich einbildet, Louis Bonaparte hätte seinen Kopf daran setzen sollen, blos um den Fünfprocentigen und den Grosbanquiers der rue Lafitte die nöthige Ruhe für ihre Verdauung zu verschaffen. Die Einfaltspinsel klagen über Verrath, und wenn sie sich nicht schämten, sie wären jeden Tag bereit, eine neue Revolution zu machen. Was kostet denn bei uns eine Revolution? Einige Tage ängstliche Aufregung, vierundzwanzig Stunden Barricaden, einige eingeschlagene Fenster und den Tod von ein Paar Tausend Narren, welche den traditionellen Beruf haben, die gebratenen Kastanien für Andere aus der brennenden Asche zu holen. Zur Revolution ist der Haß noch nicht reif genug, und die Opposition begnügt sich noch vorläufig mit in der Tasche geballten Fäusten, und wenn es einmal zur Krönung kommt, ist selbst diese versteckte Opposition vergessen. Das glänzende Neuserliche des Spectakels reißt die schausüchtigen Badauds am Ende wieder zu enthusiastischen Kundgebungen hin, und der neue Kaiser kann wieder auf ein Paar Tage Popularität zählen. Das Traurige von der ganzen Geschichte ist, daß ganz Europa für die Ungezogenheit der französischen Gamins leiden wird, denn es kann nicht mehr der geringste Zweifel darüber obwalten, daß die Politik der gegenwärtigen Beherrscher Frankreichs einen allgemeinen Krieg an ihrer Spitze trägt. Das mag durch verschiedene Umstände ins Weite geschoben werden, der Präsident und künftige Kaiser mag noch keinen rechten Angriffspunkt gefunden haben, aber früher oder später muß die Bombe losplagen. Vielleicht geschieht das so plötzlich wie der Staatsstreich, und es nicht gut einzusehen, warum Louis Napoleon Europa gegenüber ehrlicher zu Werke gehen sollte, als seinem geliebten Vaterlande. Die Armee ist ohnehin tief verlegt durch die Rolle, die man sie bisher spielen ließ, und wenn sich der Kesse nicht durch ein Stück posthumer Ruhmes des Onkels loszukaufen sucht, kann er auf die Ergebenheit seiner Generale nicht lange zählen. John Bull hat eine feine Nase, und das Volk, das auf seine eigene Tradition so viel hält, dessen politische Verfassung auf dem Gebrauchsrechte beruht, weiß auch die Tradition der französischen Bewegungen zu schätzen, es kennt seine Pappenheimer. Die Friedensillusionen, welche das englische Cabinet durch den Mund der gracious queen ausspricht, haben nicht mehr zu bedeuten als andere Thronredenphrasen, und nur die Rüstungen, welche von der öffentlichen Meinung dringend verlangt, von der Regierung eifrigst vollzogen werden, haben diesmal einen Sinn. Der Präsident thut wie ein halbschlafender Fuchs, als ob er nicht sähe, was um ihn vorgeht, und er beschäftigt sich ruhig mit seinen eigenen Angelegenheiten, als ob ganz Europa ihm Beifall zudauchte. Die Vorbereitungen zum Kaiserreiche sind alle geschehen — die kaiserlichen Münzen sind unter dem Prägestocke, die kaiserliche Garde ist in der Entstehung, und wenn die bürgerlichen Petitionen das Provisorium von zehn Jahren durch das ewige Kaiserreich ersetzt wissen wollen, hinken sie blos den Aclamationen der Armee nach. Vergangenen Sonntag wurde in

Versailles der neue Kaiser schon von fünf Cavalieregimentern proclamirt, und Louis Napoleon hielt lächelnd an der offenen Kalesche von Miß Howard, um sie an dieser kaiserlichen Guldigung Theil nehmen zu lassen. Ludwig XIV. und Madame Montespan hätten das nicht besser gemacht, und das Schloß von Versailles, das unter dem Haufen der vorüber defilirenden Reiter erdröhnte, blickte staunend in diese Parodie einer verstorben geglaubten Zeit hinein. Napoleon und Ludwig XIV., die beiden größten Despoten Frankreichs, werden von dem Abenteuerer des zweiten Decembers noch in ihrem Grabe persiflirt, und die Monarchie könnte gar keinen größern Schimpf erleben, als durch diese kaiserliche Komödie, der der gekrönte Spectakel, der uns bevorsteht, kaum Etwas hinzufügen können wird. Horace Bernet studirt bereits das Krönungsgemälde David's, und er wird kaum mit seiner gemalten römischen Expedition fertig sein, wenn sein Dampfpinsel wieder eine neue Aufgabe erhalten dürfte. Dieser Talleyrand der Malerei, dieser servile Courtisan aller Regierungen ist ganz aus dem Holze gemacht, aus dem diese Machthaber ihre Höflinge brauchen. *Tel maître, tel valet!* Der Carneval ist ohnehin bald zu Ende, und die *Descente de la courtille*, jener Fastnachtzug, bei dem die Fleischhauerzunft und ein Paar wohlgemästete Ochsen die Hauptrolle spielen, kann eben so leicht als passend zu einer imperialistischen Demonstration umgewandelt werden. Der Präsident übt sich schon darin, auf echt kaiserliche Weise die *Honneurs* zu machen, und in den Tuileries finden wöchentlich Generalproben statt. Die Hofbälle gehen regelmäßig ihren Gang, und jeder Ball führt den Augen der erstaunten Pariser neue Lakaien in neuen Uniformen vor. Der socialistische Imperator, welcher die Vereinigung der grellsten Widersprüche zu lieben scheint, hat auch seinem künftigen Better, dem Herrn aller Neußen, sein soldatisches Bekleidungs-system abgeguckt, und ehe man es sich versehen wird, muß das ganze officielle Frankreich die *Livree* der neuen Dynastie tragen. Die Servilität der civilisirtesten Nation des allerrevolutionairsten Volkes, wird dann einen numerischen Ausdruck finden, und für statistische Curiositäten-sammler wird es nicht an gehöriger Beute fehlen. Die socialistischen Reformen sind darum noch nicht bei Seite gelegt, und Louis Buonaparte hat durch die Auseinandersetzung seiner Beglückungspläne sogar die socialistische Schriftstellerin, die Verfasserin der *Circulare* von 1848, die berühmte Schriftstellerin George Sand, zu gewinnen gewußt. Er weinte wie Nero, und klagte über sein Unglück, nicht verstanden zu werden; er zeigte seine Großmuth, indem er der poetischen Fürsprecherin die Begnadigung einiger Verurtheilten versprochen, und Mad. Dudevant kehrte mit dem Bewußtsein aus dem *Elysée*, wieder einen poetischen Glaubensgenossen an der Spitze des Landes zu sehen! Ist das nicht der kostbarste Humor, wie ihn selbst Shakespeare nicht schöner erfinden könnte?

Und George Sand täuscht sich keineswegs, Louis Buonaparte ist Socialist, er ist Socialist wie Cabet, Louis Blanc und Babeuf, und er will die Kaiserkrone allen Ernstes durch Entfernung der Bourgeoisie verdienen. Er erkennt mit Scharfblick, daß diese Klasse nicht im Stande sei, eine Regierung zu halten, und er wird sein Marengo durch finanzielle Schlachten schlagen, die anderen Siege soll dann die Armee ausfechten. Wäre sein Ursprung nicht so empörend unmoralisch, wäre seine Absicht nicht so egoistisch, die Mittel, die er anwendet, nicht in dem Maße dem rechtlichen Gefühle selbst der Klassen, denen er wohlzuvollen scheint, widerstrebend, es ließe sich gar nicht absehen, wozu es dieser jedenfalls ungewöhnliche Mensch bringen könnte. So aber muß der Strick eher reißen, als man es erwarten dürfte, und nie wird eine Regierung

ein lächerlicheres Ende finden, als die gegenwärtige. Je schneller er den Gipfel seiner ehrgeizigen Träume ersteigen wird, um so plötzlicher wird der Fall sein, und die Partei, die diesem Abenteuer bei seinem Beginnen Glück wünschte, wird zu spät einsehen, was sie gethan. Paris gewährt in diesem Momente einen Anblick, welcher ganz mit den politischen Zuständen des Landes übereinstimmt. Alles beschäftigt sich mit Politik, und kein Mensch wagt Etwas zu sagen — jeder Gedanke wird sorgfältig unterdrückt, und was die Censur und die Polizei zu thun übrig läßt, das bewirkt der gute Privatwille. Wer kann, sucht, so gut er kann, aus der augenblicklichen honne fortune des Hofes Nutzen zu ziehen, aber mit Ausnahme der Leute, die eben Nichts zu verlieren haben, sucht Jedermann die Mitschuld an der allgemeinen Erniedrigung zu verbergen. Die Restaurants sind die Einzigen, welchen der gegenwärtige Zustand ganz zu Gute kommt. Man ist in Paris gegenwärtig mehr als je, und diese merkwürdige Stadt liefert jetzt den Beweis für die Richtigkeit des physiologischen Satzes, daß Galle die Verdauung befördere. Die Theater befinden sich eben auch nicht schlecht dabei, und wo nur ein leidliches Stück zu sehen ist, dorthin drängen sich die Massen. Alexander Dumas Sohn war nun vollends so glücklich, das richtige Genre und das richtige Sujet zu finden, indem er Paris mit einer dramatisirten „Manon Lescaut“ beglückte. Nun sollten Sie sehen, mit welcher Hast die Pariser Eleganz, die legitime wie die illegitime, in das Vaudevilletheater auf den Corfoplag strömen! Eine berühmte Courtisane als Tugendheldin, eine Magdalena, die eben nicht Zeit hat, Buße zu thun, weil sie der Tod früher ereilt; — eine brustkranke Schönheit, die den Dandysmus von ganz Paris besteuert; ein junger Mann, der sich in sie wirklich verliebt und sie bekehren würde, wenn sie nicht schon gestorben wäre! Ist das nicht wie geschaffen, um unsre elegante Welt zum Entzücken zu bringen und zu reichlichen Thränenströmen zu rühren? Die Heiligkeit canonisiren, die Käuflichkeit auf den Thron zu setzen — das ist Recht, so brauchen wir's. — Nur zu! *La dame aux camélias blancs* machte ihr Glück schon in den Lesecabinetten als Roman, und bei der zahlreichen Clientele, die ein solches Sujet von vorn herein für sich haben muß, ist nur zu verwundern, warum dieses Stück so lange auf sich warten ließ. Dieses echte Pariser Leben ist übrigens ganz vortrefflich geschildert, wie es sich bei einem Manne von Dumas fils ausgebreiteter Bekanntschaft in dieser weiblichen Bohème nicht anders erwarten läßt. Dieses Stück erhält übrigens dadurch wirklichen Reiz, daß man ihm ansieht, daß er dem Hauptinhalte nach wie in seinen Einzelheiten nicht blos dem Leben nachgebildet, sondern rein abgeschrieben ist. Das ist ein Daguerreotyp des Lasters, das hinterher von geschickter Hand mit einigen Pinselstrichen übermalt worden. *La dame aux camélias* existirte wirklich; es war eine Bauerntochter aus der Normandie, Marie Duplessis. Nun ist sie unsterblich, wie Phryne, Glycere und Lais.

Henriette Sontag in Leipzig. — Die jetzt ziemlich allgemein gewordene Sitte berühmter Sängerinnen, sich nicht an einem bestimmten Punkte zu fixiren, sondern ihre Kunstleistungen der Bewunderung mehrerer Welttheile vorzulegen, ist zu sehr in der Natur begründet, als daß man etwas Ernstliches dagegen einwenden könnte, wenn auch für die Künstlerin, wie für die Kunst, mancher Nachtheil daraus erwächst: für die Künstlerin, denn sie gewöhnt sich leicht an ein enge umgrenztes Repertoire, in welchem sie ihre Virtuosität vorzugsweise zur Geltung bringen kann, und wird dadurch einseitig;

für die Kunst, denn das häufige Eintreten einer fremden Erscheinung bringt auch im besten Fall einige Verwirrung in die Gewohnheit des Zusammenspiels, was bei dem Theater doch die Hauptsache sein sollte. Allein man kann es weder dem Publicum verdenken, wenn es eine Erscheinung, von deren Ruhm von fern her der Ruf zu ihm gedrungen ist, selber genießen will, und für diesen Genuß Preise bietet, die, wie die Zeiten einmal stehen, ihre Wirkung nicht verfehlen können; noch kann man es der Sängerin verargen, wenn sie sich das glänzendste Gefühl, das ein Weib erringen kann, Europa und Amerika zu ihren Füßen zu sehen, nicht versagt. Zudem gleichen sich die üblen Wirkungen wenigstens theilweise wieder aus. Die Leistungen unsrer meisten Theater sind doch höchstens Mittelgut, und das Publicum wie die Darsteller selbst bedürfen von Zeit zu Zeit einer äußerlichen Auffrischung, wenn sie nicht dem Schlendrian verfallen sollen. Eine Erscheinung wie Henriette Sontag geht nicht ohne bleibende Wirkung vorüber. Man gewöhnt sich an einen höhern Maßstab der Kunstleistungen, und wenn dieser auch für den ersten Augenblick eine gewisse vornehme Blasirtheit hervorbringt, so regt er doch immer die Künstler zu einem stärkern Anspannen ihrer Kräfte an. In vielen Fällen werden sie erst durch eine solche Darstellung zum Verständniß ihrer eigenen Rollen gebracht.

Bei Henriette Sontag ist das Letztere in hohem Grade der Fall. Wir fassen daher diese Seite ihrer Leistungen zuerst auf. Gewöhnlich erniedrigen die Virtuosen die Kunstwerke, in denen sie auftreten, zu bloßen Behakeln ihres Talents. Wer das Glück hatte, Henriette Sontag in der Rolle der Susanne zu hören, wird fühlen, daß davon hier keine Rede sein kann. Sie hat sich, einzelne sehr geschmackvolle und ganz im Geiste Mozarts gedachte Ausweichungen abgerechnet, streng an das Gegebene der Musik gehalten, aber allerdings mit einem Verständniß und einer Empfindung, die erst recht eigentlich die Intentionen des Meisters ans Licht setzten. Von ihr können unsre Künstler und Künstlerinnen lernen, wie man Mozart studiren muß, um die unzähligen kleinen Feinheiten heraustreten zu lassen. — Es gewährt uns beiläufig eine große Befriedigung, anführen zu können, daß schon in dieser Aufführung das gute Beispiel wohlthwendig auf das Ganze wirkte, und daß namentlich die wunderbar schöne Rolle des Pagen, die sonst in der Regel von Anfängerinnen ohne alles Verständniß und Gefühl heruntergeleiert wird, von Frau Günther-Bachmann, einer Künstlerin, mit der in ihrem bescheidenen Fach nicht viele wetteifern möchten, auf die befriedigendste Weise dargestellt wurde.

Die Rolle der Susanne möchte, als Ganzes aufgefaßt, der Individualität der berühmten Sängerin am meisten zusagen. Diese Mischung von feiner Coquetterie und heimlicher Sinnlichkeit, die sich doch in den edelsten Formen ausdrückt (wir sprechen natürlich von der Musik, nicht vom Text), ruft uns am meisten das Bild des jungen Mädchens, das vor zwanzig Jahren ganz Deutschland in einen halben Taumel versetzt hat, zurück. Für die Entwicklung ihres eigentlichen Talents dagegen bietet sie weniger Gelegenheit, und da dies doch auch eine Seite ist, die ihre Berechtigung hat, so müssen wir die Zugabe der italienischen Opermusik schon hinnehmen.

Was bei Henriette Sontag zuerst auffällt, ist die vollständig gleichmäßige, schöne Ausbildung aller Töne, über die sie überhaupt disponiren kann. Bei den meisten Sängerinnen muß man sich erst an gewisse Eigenthümlichkeiten gewöhnen, die im Anfang verlegen; selbst bei Jenny Lind war ein Theil der Mittelöne belegt. Bei Henriette Sontag ist ein Ton so rein, volltönend und anmuthig wie der andere.

Es kommt dazu eine Vocalisation, die der alten Schule angehört und die unter unsren modernen Künstlern nicht mehr ihres Gleichen findet. Dasselbe ist der Fall mit ihrem colorirten Gesang. Sie spielt mit den unerhörtesten Schwierigkeiten mit einer Leichtigkeit und Anmuth, die selbst die Garcia weit hinter sich läßt. Der Umfang ihrer Stimme geht nicht über das Gewöhnliche hinaus, und in der höhern Lage wendet sie im klaren Verständniß ihrer Mittel zuweilen ein Maß an, das nicht vollständig der Intention des Componisten gerecht wird. Sie thut daher ganz recht, wenn sie die eigentl. leidenschaftlichen Partien bei Seite läßt; eben so diejenigen Rollen, die ein Ausdruck für tiefere Gemüthsempfindungen sind. Ihre Stimme ist zwar durchweg schön und edel, aber jene Poese des Tons, die schon durch ihren sinnlichen Gehalt das Herz ergreift und bewegt, kehrt doch in der zweiten Jugend nicht wieder. In dieser Beziehung wäre es thöricht, sie mit Jenny Lind vergleichen zu wollen.

Leipzig hat sie in neun Vorstellungen gehört. Sie ist in der *Nachtwandlerin*, in *Figaro's Hochzeit*, zwei Mal in der *Regimentsstochter*, zwei Mal in der *Martha*, zwei Mal im *Barbier* aufgetreten, und hat außerdem im *Gewandhausconcert* eine Arie aus der *Semiramis*, eine von Händel und eine Scene aus der *Iphigenie in Tauris* gesungen; in der letztern, namentlich in dem Recitativ, hat sie gezeigt, wie tief ihr Verständniß für classische Musik ist. Das größere Publicum ist natürlich am meisten von solchen Partien angesprochen worden, die ihm ohnehin mundgerecht sind, namentlich von der *Martha* und der *Regimentsstochter*; Alles in Allem genommen möchte ihre Leistung im *Barbier* die vorzüglichste sein; am wenigsten dagegen paßte die *naiv-sentimentale Nachtwandlerin* für sie. In diesem Gebiete war Jenny Lind die Herrscherin.

Diese zahlreichen Vorstellungen bei dreifach erhöhten Preisen sprechen dafür, daß Leipzig doch noch einiges Gold „aus den Fingern der Kroaten gerettet“ hat, wenn auch die Umgegend bis weit hinaus ein nicht unbedeutendes Contingent gestellt hat, und wenn uns selbst Berlin den einen Abend eine Anzahl Gäste schickte, die zwar der Erwartung nicht völlig entsprach, aber doch immer ansehnlich genug war.

Henriette Sontag wird voraussichtlich eben so wie ihre Vorgängerin einen Triumphzug durch die ganze gebildete Welt halten. Wenn sie ununterbrochen fort gesungen hätte, so wäre es jetzt mit ihrer Stimme vorüber, und wir hätten die unerhörte Erscheinung, daß eine Sängerin nach zwanzigjähriger Unterbrechung zum zweiten Male gerechte Bewunderung erregte, nicht gehabt. Aber doch hat diese zweite Jugend etwas Behmüthiges; es ist doch nicht mehr der frische, naive Künstlerübermuth, nicht mehr der unmittelbare Rausch des Erfolgs; Henriette Sontag ist doch immer nur zur Hälfte, was ihr Name sagt, sie ist doch zugleich die Gräfin Roffi, die an die Formen einer exclusiven Welt gewöhnt war und nun, um das Glück ihrer Familie wieder herzustellen, der Menge Schuldigungen abzwingen muß, die oft genug ihr Unbequemes haben mögen.